



Clarín
Die Präsidentin

Roman
insel taschenbuch

Neben Anna Karenina, Emma Bovary und Effi Briest gehört die »Präsidentin« Ana Ozores zu den großen Frauengestalten der Literatur: »Der beste spanische Roman des 19. Jahrhunderts.« (Mario Vargas Llosa)

Die junge Ana Ozores droht in der Enge einer spanischen Provinzhauptstadt zu ersticken: Die schöne Gattin eines schon betagten Gerichtspräsidenten kann sich den Zwängen der adeligen Gesellschaft und der allgegenwärtigen Kirche nicht entziehen. Als Ana in ihrer Sehnsucht nach Liebe schließlich den Verführungskünsten von Don Alvaro Mesía – einem Mann von sinnlicher Ausstrahlungskraft – verfällt, wird sie in einen gefährlichen Machtkampf verstrickt: Denn auch der intelligente und ehrgeizige Generalvikar Don Fermín de Pas zählt zu ihren Verehrern. Es kommt zu einem dramatischen Duell.

Clarín (1852-1901) war Professor für Jurisprudenz und Naturrecht an der Universität von Oviedo. Sein Roman *Die Präsidentin* (1885) gilt zusammen mit *Don Quijote* als wichtigstes Werk der spanischsprachigen Literatur. Im Insel Verlag liegt von Clarín außerdem der Roman *Sein einziger Sohn* vor.

insel taschenbuch 3390

Clarín

Die Präsidentin



Clarín

Die Präsidentin

Roman

Aus dem Spanischen
von Egon Hartmann

Mit einem Nachwort
von F. R. Fries

Insel Verlag

Umschlagabbildung: Federico de Madrazo y Kuntz,
Porträt Amalia de Llano y Dotres, 1854.
© Prado, Madrid, Spanien | The Bridgeman Art Library

insel taschenbuch 3390

Erste Auflage 2008

© dieser Ausgabe: Insel Verlag Frankfurt am Main 1985

Nutzung der Übersetzung mit freundlicher Genehmigung
des Buchverlags Der Morgen, Berlin DDR 1971

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35090-3

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Die Präsidentin

Die heldenhafte Stadt hielt Mittagsruhe. Der warme, träge Südwind blies die weißlichen Wolken vor sich her, die auf ihrer Fahrt nach Norden zerflatterten. In den Straßen war es totenstill, bis auf das Rascheln der Wirbel aus Staub, Lumpen, Strohhalmen und Papierfetzen, die von Rinnstein zu Rinnstein, von Gehsteig zu Gehsteig, von Ecke zu Ecke tanzten, kreisten und hintereinander her-taumelten wie Schmetterlinge, die sich suchen, voreinander fliehen und die die Luft auf unsichtbaren Schwingen trägt. Gleich Rudeln kleiner Gassenjungen sammelten sich diese Abfälle von allen möglichen Kehrlichthaufen, verhielten einen Augenblick wie vom Schlaf übermannt, fuhren aufgeschreckt wieder hoch, stoben auseinander, wobei manche an den Mauern bis zu den schwankenden Glaszylindern der Straßenlaternen, andere zu den liederlich an die Ecken geklebten Plakaten emporkletterten. Eine Feder gelangte bis hinauf zum dritten Stock, und ein Sandkorn setzte sich, an die Bleifassung geklammert, für Tage oder Jahre an der Scheibe eines Schaufensters fest.

Vetusta, die althehrwürdige, königstreue Stadt, in fernen Jahrhunderten Sitz des Hofes, verdaute ihren *Cocido*, ihre *Olla podrida*, ruhte und vernahm dabei im Halbschlaf das eintönige, vertraute Schlagen der Chorglocke, die hoch oben auf dem schlanken Turm der heiligen Basilika dröhnte.

Der Turm, ein romantisches Poem aus Stein, eine liebliche Hymne zarter Linien von stummer, unvergänglicher Schönheit, war, wiewohl früher begonnen, ein Werk des 16. Jahrhunderts im gotischen Stil, jedoch durch Sinn für Maß und Harmonie gemildert, der die vulgären Überspitzungen dieser Architektur abgewandelt hatte. Ohne daß der Blick ermüdete, konnte man stundenlang diesen steinernen Zeigefinger betrachten, der gen Himmel wies. Es war keiner jener Türme, deren Spitzen, eher schwächlich als schlank und geziert wie überelegante junge Damen, die sich zu eng schnüren, vor Zartheit wegzuknicken scheinen. Er war wuch-

tig, ohne dadurch etwas von seiner Erhabenheit einzubüßen. Bis zur zweiten Plattform, einer feingliedrigen Balustrade, stieg er wie eine wehrhafte Feste empor. Von dort setzte er sich in einer anmutigen, in Maßen und Proportionen unnachahmlichen Pyramide fort. Wie ein Bündel von Muskeln und Nerven wanden sich die Steine, immer weiter zurücktretend, in die Höhe, balancierten wie Seilkünstler in der Luft, und auf einer Kalksteinspitze saß, ein Wunder an Jonglierkunst gleichsam, wie von einem Magneten gehalten, eine große, vergoldete Bronzekugel, darauf eine zweite, kleinere und auf dieser ein Kreuz aus Eisen, das in einen Blitzableiter auslief.

Wenn das Kapitel zu den großen Kirchenfesten den Turm mit Lampions und bunten Laternen beleuchten ließ, bot diese große, schwarze Masse, wie sie so aus der Finsternis hervortrat, einen herrlichen Anblick. Das Bauwerk aber verlor durch diesen Aufputz die unvergleichliche Eleganz seiner Formen und nahm die Umrisse einer gewaltigen Champagnerflasche an.

Man hatte mehr davon, den Turm in einer hellen Mondnacht zu betrachten, wenn er sich vom klaren Himmel abhob und die Sterne ihn wie eine Aureole krönten. Dann schmiegte er sich, ein riesiges Phantasiegebilde, in ein Gewand aus Licht und Schatten und wachte über der kleinen, schwärzlichen Stadt, die zu seinen Füßen schlief.

Bismarck, ein in Vetusta stadtbekannter Taugenichts, der aus unbekanntem Gründen unter seinesgleichen mit diesem Spitznamen gerufen wurde, faßte das abgegriffene Seil am gewaltigen Schwengel der Wamba, der großen Glocke, die die ehrwürdigen Domherren in den Chor rief. Sie gehörten einem Domkapitel von hervorragender Bedeutung an, das weitreichende Privilegien genoß.

Bismarck war von Beruf Vorreiter der Postkutsche. Er war Peitschenknaller, wie man in Vetusta die Leute seines Standes nannte. Aber er stieg gern auf die Glockentürme, und im Auftrag Celedonios, eines Kirchenmanns und Akoluthen in der ebenfalls nicht amtlichen Funktion eines Glöckners, wurde dem diplomatischen Peitschenknaller an manchen Tagen die Ehre zuteil, das hochehrwürdige Kapitel aus seinem beseligenden Mittagsschlummer zu

reißen und es zu seiner eigentlichen Obliegenheit, den Gebeten und Gesängen, zusammenzurufen.

Der Vorreiter, im allgemeinen ein fröhlicher, übermütiger, zu Späßen aufgelegter Bursche, handhabte den Klöppel der Wamba mit dem Ernst eines von seinem Glauben durchdrungenen Haruspex. Wenn er zur Stunde des Chores zog, wie man es nannte, spürte Bismarck in sich etwas von der Würde und Verantwortung einer Uhr.

Celedonio saß in der schwarzen, schmutzigen und zerrissenen Soutane rittlings auf einer Fensterbrüstung und spuckte geringschätzig durch die Zähne auf den kleinen Platz hinunter. Und wenn's ihm gerade einfiel, warf er mit Steinchen nach irgendeinem der seltenen Passanten, der von hier aus die Größe und Bedeutung eines Mäuschens hatte.

Die Höhe stieg den Bengels in den Kopf und flößte ihnen eine tiefe Verachtung für alles Irdische ein.

»Nun sieh dir mal deinen Chiripa an, der behauptet, er kann mehr als ich!« sagte der Meßdiener und zischte die Worte giftig hervor. Er schoß eine halbverfaulte Kartoffel auf einen Kanonikus auf der Straße ab, war aber sicher, ihn nicht zu treffen.

»Was soll er schon groß können!« entgegnete Bismarck, der Celedonio auf dem Glockenturm um den Bart ging, ihn aber dafür auf der Straße mit Fußtritten traktierte und ihm mit roher Gewalt die Schlüssel entriß, um auf den Turm zu steigen und zum Gebet zu läuten. »Du kannst mehr als alle Vorreiter, mich ausgenommen.«

»Weil du einem Beine stellst und größer bist. Schau her, Kleiner, soll ich dem Herrn Generalvikar, der eben eintritt, eine aufbrennen?«

»Erkennst du ihn denn von hier aus?«

»Klar, du Dummkopf! Ich kenn' ihn daran, wie er seinen Mantel schwenkt. Da, schau! Komm mal her! Siehst du, wie die Kleider beim Gehn vor- und zurückschwingen? So'n Getue kann ich grade leiden. Señor Custodio, der Pfründner, hat's neulich auch zu Don Pedro, dem Glöckner, gesagt: ›Dieser Don Fermín ist hochmütiger als Don Rodrigo am Galgen«, und Don Pedro hat

dazu gelacht. Und siehst du, der andere sagte darauf, als Don Fermín schon vorbei war: ›Geh nur, geh, mein Bester, man sieht dir die Schminke nur zu gut an.‹ Hältst du's für möglich, Kleiner? Er malt sich das Gesicht an.«

Das mit dem Schminken bestritt Bismarck. Don Custodio war bloß neidisch. Wenn er, Bismarck, Kanonikus wäre und Eminenz – er glaubte, der Generalvikar sei es – statt Vorreiter, würde er sich von den Zündholzschachteln einen Wahlspruch zulegen und damit noch toller angeben als ein Postillon. Und wenn er Glöckner wäre, der wirkliche, Don Pedro . . . mein Gott! Dann spräche man nur noch mit dem Bischof und Señor Roque, dem Gespannführer der Post.

»Oje, Kleiner, du weißt nicht, was du dir da aufbuckelst. Der Benefiziat hat nämlich gesagt, daß man in der Kirche demütig sein, sich sozusagen vor den Leuten erniedrigen, den Rücken krumm machen, 'ne Maulschelle runterschlucken muß, wenn sich's gerade trifft. Und sonst ist da der Papst, der ist – ich weiß nicht mehr genau, wie er sich ausdrückte – so . . . so was wie der unterste aller Diener.«

»Daß ich nicht lache!« erwiderte Bismarck. »Wo der Papst mehr zu sagen hat als der König! Und wo ich ihn gemalt gesehen habe, auf einem mächtigen Heiligenbild, in seiner Kutsche, die wie'n Sessel aussah und vor die statt der Maultiere ein Zug *Carcas*« – womit Bismarck Priester meinte – »gespannt war, die ihm die Fliegen mit 'nem Regenschirm verscheuchten, so'n Ding wie vom Theater . . . Mann, ich weiß Bescheid!«

Die Auseinandersetzung wurde hitziger. Celedonio verteidigte die Sitten der Urkirche, Bismarck war für den ganzen Pomp des Kults. Celedonio drohte dem Aushilfsglöckner, ihm den Abschied zu geben. Der Peitschenknaller ließ verhüllt etwas von gewissen Ohrfeigen durchblicken, die es wahrscheinlich setzen werde, wenn sie erst wieder unten seien. Aber ein Glöckchen, das auf dem Dach der Kathedrale ertönte, rief sie zur Ordnung.

»Die *Laudes*!« rief Celedonio. »Läute, sie geben das Zeichen!«

Und Bismarck ergriff das Seil und drosch auf das Metall mit der gewaltigen Keule des Klöppels los.

Die Luft erzitterte, und der Vorreiter schloß die Augen, während Celedonio mit seinem unerschütterlichen Gleichmut angab und wie aus meilenweiter Entfernung auf die schweren, mächtigen Glockenschläge horchte, die der Wind vom Turm entführte, um ihre Schwingungen über Vetusta zu den nahen Bergen und weiten Feldern zu tragen, die, allesamt grün, in hundert Abtönungen in der Ferne glänzten.

Der Herbst begann. Die Wiesen lebten auf. Das Gras war durch die letzten Septemberregen frisch und saftig hochgeschossen. Die Kastanienhaine, Eichenwälder und Obstgärten, die sich in den Niederungen und auf den Hängen durch das schmale Tal zogen, hoben sich von den Wiesen und Maisfeldern mit ihren dunkleren Tönen ab. Gelb leuchteten die Halme des spärlichen Weizens zwischen soviel Grün. Die Meierhöfe und ein paar Landhäuser, die, allesamt weiß getüncht, über Berg und Tal verstreut lagen, warfen das Licht wie Spiegel zurück. Dieses leuchtende Grün mit dem goldenen und silbernen Abglanz erlosch im Gebirge, als bedecke der Schatten einer unsichtbaren Wolke Fuß und Gipfel, und ein rötlicher Schein glomm auf den kahlen Hängen, denn die Vegetation war hier nicht so üppig und mannigfaltig wie im Tal.

Das Gebirge lag im Nordwesten. Im Süden, der frei vor den Blicken lag, wich der Horizont in die Ferne zurück. Die Silhouetten im Nebel verschwimmender Berge bestimmten ihn hier. Sie blendeten das Auge wie eine leuchtende Wolke aus Staub. Im Norden ahnte man hinter dem glatten Bogen des Horizonts das Meer unter einem blanken Himmel, über den wie Schiffe leichte Wölkchen von blassem Goldgelb segelten. Der bleiche Mond sah wie ein hauchzartes Spitzengewebe aus, das zwischen ihnen in dem weißlichen Blau schwamm.

In der unmittelbaren Umgebung der Stadt verliehen die mannigfaltigen intensiv bewirtschafteten Kulturen dem Boden unbestimmbare Farbtönungen, die sich von dem dunkelbraunen Untergrund der umgeackerten und gut bewässerten Erde abhoben.

Jemand kam die Wendeltreppe herauf. Die beiden Lausebengel sahen sich bestürzt an. Wer war dieser Verwegene?

»Ob das Chiripa ist?« fragte Celedonio halb zornig, halb ängstlich.

»Nein, es ist ein Carca. Hörst du den Priestermantel nicht?«

Bismarck hatte recht. Der Stoff glitt über die Steine und rief ein zischendes Geräusch hervor, wie eine gedämpfte Stimme, die Schweigen gebietet. Der Priestermantel erschien in der Falltür: Er gehörte Don Fermín de Pas, dem Generalvikar der heiligen Domkirche und rechten Hand des Bischofs. Dem Vorreiter lief es kalt den Rücken hinunter.

Ob's jetzt was setzt? schoß es ihm durch den Kopf.

Dafür gab es keinen Grund, aber das spielte keine Rolle. Bismarck war es gewöhnt, Ohrfeigen und Fußtritte zu bekommen, ohne zu wissen, weshalb. Er stellte sich jeden Mächtigen dieser Erde – und für ihn war Don Fermín eine der hochmögendsten Persönlichkeiten – als einen Menschen vor, der seine Befugnis, Nasenstüber auszuteilen, unbedenklich ge- und mißbrauchte. Er bestritt die Rechtmäßigkeit dieses Privilegs nicht, er mied lediglich die Großen dieser Welt, zu denen die Sakristane und die Polizisten zählten. Er unterwarf sich diesem Gesetz, dessen Auswirkungen er abzuwenden suchte. Wäre er ein Herr gewesen, Schulze zum Beispiel oder Kanonikus, Brunnenmeister, Aufseher im botanischen Garten, Schrankenwärter, Nachtwächter, kurz und gut, irgendwas Großes, hätte er's genauso gemacht. Jedem einen Fußtritt! Er war aber nur Bismarck, ein Vorreiter, und fuhr am besten, wenn er die Großen Vetustas floh.

Aber hier gab es keine Möglichkeit zu entwischen. Er hatte nur die Wahl, aus einem Fenster zu springen oder dem Donnerwetter standzuhalten. Die Wendeltreppe war durch den Domherrn versperrt. Dem Bürschchen blieb nichts weiter übrig, als sich, auf einem Balken zusammengekauert, hinter der Wamba zu verstecken und so die Dinge, die da kommen sollten, über sich ergehen zu lassen.

Celedonio wunderte der Besuch nicht. Er entsann sich, daß er den Herrn Generalvikar an vielen Nachmittagen vor oder nach dem Chor auf den Turm hatte steigen sehen.

Was mochte dieser ehrwürdige Herr hier oben suchen? Das frag-

ten die Augen des Vorreiters diejenigen des Meßdieners. Celedonio wußte es, aber er schwieg und grinste schadenfroh über die Angst seines Freundes.

Die Hochnäsigkeit des Meßjungen hatte einer unterwürfigen Haltung Platz gemacht. Er hatte plötzlich seine Amtsmiene aufgesetzt. Celedonio war zwölf oder dreizehn Jahre alt, und er verstand es schon, die Muskeln seines stupsnasigen Gesichts den Erfordernissen der Liturgie anzupassen. Seine Augen waren groß, von einem verschwommenen Braun, und wenn der Galgenstrick bei seinen kirchlichen Dienstverrichtungen einherging, als hätte er einen Stock verschluckt, bewegte er sie geziert von oben nach unten, von unten nach oben: Dabei ahmte er zahlreiche Priester und Betschwestern nach, die er kannte und mit denen er zu tun hatte.

Aber er legte ungewollt etwas Obszönes und Zynisches in seinen Blick, wie eine Straßendirne, die ihr Gewerbe mit den Augen anzeigt, und Celedonio überschritt mit diesem Ausdruck seelenvoller Demut die Grenze vom erträglich Häßlichen zum widerwärtig Häßlichen.

Wie sich bei Mädchen seines Alters durch die Andeutung schwellender Konturen die anmutigen Linien des Geschlechts ankündigen, so konnte man bei dem Meßgehilfen ohne weiteres die nahe bevorstehende Verkehrung aller natürlichen Triebe vorausahnen, wie sie eine abwegige, verkehrte Erziehung bewirkt. Wenn er in seiner mit Wachsflecken beschmutzten Soutane die gemessenen, wiegenden Bewegungen Don Anacletos, eines Hausprälaten des Bischofs, nachahmte, im guten Glauben, auf diese Art seine Berufung darzutun, bewegte und gebärdete sich Celedonio wie ein leichtfertiges Frauenzimmer, wie eine jener dreisten Huren vor den Kasernentoren. Palomo, ein in der Kathedrale beschäftigter Laie, der Hundevogt, um die unfeine Bezeichnung seines Amtes zu gebrauchen, hatte dies längst gemerkt. Aber er hatte es nicht gewagt, seine Besorgnisse irgendeinem der Oberen mitzuteilen. Er blieb dabei einem Standpunkt treu, dank dessen er dreißig Jahre hindurch sein schwieriges Reinigungs- und Wachamt mit Würde und Anstand versah.

In Gegenwart des Generalvikars stand Celedonio, nachdem er von der Fensterbrüstung herabgestiegen war, mit verschränkten Armen und gesenktem Kopf da. Wie gewaltig erschien dieser Don Fermín, der sich da unten in der Calle de la Rúa wie ein Käfer ausgenommen hatte, jetzt den verschüchterten Augen des Meßdieners und den entsetzten seines Gefährten! Celedonio reichte dem Domherrn kaum bis zum Gürtel. Er sah die glänzende Soutane vor sich mit den wie gemeißelten, senkrechten, symmetrischen Falten, eine Übergangssoutane aus teurem, feinem Tuch. Darüber fiel in vielen Falten und Schwüngen der weiße Seidenüberwurf.

Bismarck hinter der Wamba sah nur die unteren Regionen des Domherrn und bewunderte sie. Ja, das war wirkliche Vornehmheit! Nicht ein Fleck! Füße wie eine Dame! An den Beinen violette Strümpfe wie ein Bischof! Der Schuh von erlesenster Arbeit und aus feinstem Leder mit einer einfachen, aber eleganten Silberschnalle darauf, die wunderbar zu der Farbe der Strümpfe paßte!

Hätten es die Bengel gewagt, Don Fermín in die Augen zu blicken, dann hätten sie ihn ernsten Gesichts, mit gerunzelten Brauen auf dem Glockenturm erscheinen sehen. Als er die Anwesenheit der Glöckner bemerkte, zeigte er sich zunächst leicht verwirrt, lächelte aber gleich darauf, unverbindliche Milde im Blick und stereotypes Wohlwollen auf den Lippen.

Der Vorreiter hatte recht: De Pas schminkte sich nicht. Sein Gesicht wirkte eher gipsern. Sein weißer Teint schimmerte tatsächlich wie Gips. Auf den Backenknochen, die ein wenig hervortraten – gerade genug, um den Zügen Willensstärke und Charakterfestigkeit zu verleihen, ohne sie abstoßend zu machen –, lag eine leichte Röte, die zuweilen in die Farbe des Priesterkragens und der Strümpfe hinüberspielte. Es war keine Schminke, aber auch keine gesunde Farbe oder das verräterische Mal des Alkohols. Es war die Röte, die auf den Wangen bei heißen Worten der Liebe oder der Scham aufflammt und die wie Magnete das Eisen des Bluts anzuziehen scheinen. Aber dieselben brennenden Flecke ruft auch schon die innerliche Erregung durch Gedanken solcher Art hervor. Das bemerkenswerteste an den grünen, wie von Schnupftabakstäubchen schwarz gesprenkelten Augen des Domherrn war

ihre moosige Sanftheit. Aber mitunter schoß aus dieser schwammigen Weichheit ein stechender Glanz hervor. Man war davon unangenehm überrascht, wie von einer Nadel in einem Federkissen. Die wenigsten hielten diesem Blick stand. Manchen flößte er Furcht ein, anderen Abscheu. Ertrug ihn aber irgendein Verwegener, so senkte ihn der Domherr und verbarg ihn unter dem fleischigen Vorhang dicker, plumper, unschöner Lider, ausdruckslos wie alles unförmige Fleisch. Die lange gerade Nase ohne Ebenmaß und Würde war gegen das Ende zu ebenfalls zu fleischig und hing herab wie ein Baum unter zu großer Früchtelast. Die Nase war das tote Beiwerk in diesem Gesicht mit dem geheimnisvollen Ausdruck, denn es fiel nicht leicht zu erraten, was der Domherr fühlte und dachte. Die langen, schmalen, bleichen Lippen schienen durch das Kinn zusammengepreßt, das nach oben strebte und für das – wenn auch noch ferne – Alter eine Berührung mit der nicht eben standfesten Nase androhte. Für den Augenblick machte dieser Schönheitsfehler das Gesicht aber nicht alt, sondern verlieh ihm einen Ausdruck von Klugheit, einer Klugheit, die von feiger Heuchelei nicht weit entfernt ist und kalten, berechnenden Egoismus verrät. Es sah aus, als bewahrten diese Lippen ein großes Wort, das nie gesprochen wurde, wie einen Schatz. Das spitze, aufwärts strebende Kinn mutete wie das Vorhängeschloß vor diesem Schatz an. Der kleine, wohlgeformte Kopf mit dem dichten, schwarzen, kurzgeschnittenen Haar saß auf einem kräftigen, weißen, muskulösen Hals, dem Hals eines Athleten, der zu dem Körper und den Gliedmaßen des stämmigen Domherrn paßte, der in seinem Dorf den besten Kegelschieber und draufgängerischsten Burschen, in einem gutsitzenden Gehrock hingegen den elegantesten Flaneur Vetustas abgegeben hätte.

Der Domherr begrüßte Celedonio wie eine Person von Stand mit einer formvollendeten Verbeugung und streckte ihm die zierliche weiße Rechte mit den überschlanken Fingern hin, die nicht weniger gepflegt war als die Hand einer Dame von der Aristokratie. Celedonio erwiderte mit einer Kniebeuge wie beim Meßdienst.

Bismarck in seinem Versteck gewahrte mit Schrecken, daß der

Domherr aus einer Innentasche seiner Soutane ein Rohr hervorholte, das er für golden hielt. Er sah, daß sich das Rohr langziehen ließ wie ein Gummischlauch und daß nacheinander ein zweites und ein drittes aus ihm hervorkam. Zweifellos war das eine Taschenkanone, ausreichend, einen kleinen Vorreiter wie ihn zu erledigen. Aber nein, es war ein Gewehr, denn der Domherr hob es vors Gesicht und zielte. Bismarck atmete auf: Der Schuß galt nicht ihm. Der Carca lenkte ihn, aus einem Fenster gebeugt, auf die Straße. Der Meßdiener hatte sich geräuschlos auf Zehenspitzen von hinten an den Generalvikar herangeschlichen und versuchte der Richtung des Fernrohrs zu folgen. Celedonio war ein Chorknabe von Welt. Er ging als vertrauter Freund in den besten Häusern Vetustas aus und ein, und wenn er gewußt hätte, daß Bismarck ein Fernglas für ein Gewehr hielt, hätte er ihm ins Gesicht gelacht.

Eine der einsamen Zerstreungen von Don Fermín de Pas war es, auf Höhen zu steigen. Er war Gebirgler und suchte instinktiv die Gipfel der Berge und die Glockentürme der Kirchen. Überall, wo er gewesen war, hatte er den höchsten Berg, und wo es keine Berge gab, den stolzesten Kirchturm erstiegen. Kein Ding, das er nicht aus der Vogelperspektive gesehen, das er nicht auch von oben ganz mit dem Blick umfassen hatte, hielt er für wirklich erkannt und durchschaut. Wenn er den Bischof bei dessen Visitationsreisen aufs Land begleitete, versäumte er nie, zu Fuß oder zu Pferd, wie es sich eben einrichten ließ, einen Abstecher auf den höchsten Gipfel zu unternehmen. In der Provinz, deren Hauptstadt Vetusta war, gab es allerorten viele Berge, deren Häupter sich in den Wolken verloren, und der Generalvikar erklomm die steilsten und höchsten, wobei er die rüstigsten Fußgänger und erfahrensten Bergsteiger hinter sich ließ. Je höher er kam, desto heftiger wurde seine Begierde, noch höher hinauf zu gelangen. Statt Müdigkeit verspürte er ein Fieber, das den Beinen die Zähigkeit von Stahl und seiner Lunge den Atem einer Schmiedesse verlieh. Den höchsten Punkt zu erreichen war für de Pas ein wollüstiger Triumph. Viele Meilen Landes zu überblicken, das ferne Meer zu erspähen, die Dörfer zu seinen Füßen zu betrachten, als seien sie Spielzeug, sich

die Menschen als winzige Tierchen vorzustellen, je nach der Gegend einen Adler oder einen Habicht, der ihm seine von der Sonne vergoldete Oberseite zukehrte, unter sich vorbeifliegen zu sehen, von oben auf die Wolken zu blicken – das waren erhebende Freuden seines hochfliegenden Geistes, die sich de Pas verschaffte, so oft er konnte. Dann, ja dann brannte auf seinen Wangen Feuer und schossen seine Augen Speere.

In Vetusta konnte er diese Leidenschaft nicht stillen. Dort mußte er sich begnügen, hin und wieder auf den Turm der Kathedrale zu steigen. Er tat das meistens zur Stunde des Chors, frühmorgens oder am Nachmittag, wie es ihm einfiel. Celedonio hatte schon manchmal, wenn der Generalvikar gerade nicht aufpaßte, durch dessen Fernrohr geschaut und wußte, wie nahe das Instrument die Gegenstände heranholte. Vom oberen Turmgeschoß aus, das viel höher lag als der Glockenstuhl, hatte er ganz deutlich die Präsidentin gesehen, eine wunderschöne Dame, wie sie, ein Buch in der Hand, in ihrem Garten, dem sogenannten Park der Ozores, spazierenging. Jawohl, er hatte sie gesehen, als hätte er sie mit der Hand berühren können, und das, obwohl ihr Palast an der Ecke der Plaza Nueva stand, also ziemlich weit weg vom Kirchturm, denn es lagen noch der Kathedralenvorplatz, die Calle de la Rúa und die Calle de San Pelayo dazwischen. Nicht zu glauben! Mit diesem Fernrohr sah man eine Ecke vom Billardtisch im Kasino, das neben der Kirche Santa María stand, und er, Celedonio, hatte die Elfenbeinkugeln über das grüne Tuch rollen sehen. Ohne das Glas aber – meiner Seel! – sah man gerade den Balkon wie das Fenster eines Grillenkäfigs.

Indes der Meßdiener dies flüsternd Bismarck erzählte, der sich in der Überzeugung, daß keine Gefahr drohte, näher gewagt hatte, ließ der Generalvikar, der die Anwesenheit der Glöckner vergessen hatte, seine Blicke langsam über die Stadt schweifen: Er durchforschte alle Winkel, hob im Geist die Dächer ab und gab sich ganz dieser eingehenden Untersuchung hin wie ein Naturforscher, der unter einem starken Mikroskop kleinste Körper studiert. Er schaute nicht auf die Felder, betrachtete auch nicht die fernen Berge und Wolken: Seine Blicke gingen nicht über die Stadt hinaus.

Vetusta war seine Leidenschaft und seine Beute. Während ihn die andern für einen gelehrten Theologen, Philosophen und Juristen hielten, schätzte er selbst sein Wissen um Vetusta höher als alles andere ein. Er kannte diese Stadt Stück für Stück, von innen und von außen, ihre Seele und ihren Körper, er hatte die Gewissen und die Häuser bis in den letzten Winkel erforscht. Was er aber beim Anblick der heldenhaften Stadt empfand, war ein wilder Heißhunger. Er zergliederte sie nicht wie ein Philosoph, der bloß Studien treibt, sondern wie ein Feinschmecker, der die besten Bissen sucht. Er legte nicht das Skalpell, sondern das Tranchiermesser an.

Und es bedeutete schon genug Selbstbescheidung, daß er sich für den Augenblick mit Vetusta begnügte. De Pas hatte von höheren Ämtern geträumt, und er hatte auf sie auch noch nicht verzichtet. Wie Erinnerungen an ein in der Jugend voll Begeisterung gelesenes Heldengedicht bewahrte er in seinem Gedächtnis glänzende Bilder, die ihm der Ehrgeiz in seiner Phantasie ausgemalt hatte. In diesen Phantasien sah er sich als Kardinalerzbischof in Toledo residieren und in Rom an einem Kardinalskonklave teilnehmen. Selbst die Tiara erschien ihm nicht zu weit für seinen Kopf. Alles lag auf dem Wege, es kam nur darauf an, weiterzuschreiten. Doch wurden diese Träume im Verlaufe der Zeit immer nebelhafter, als wichen sie in die Ferne zurück.

Das ist die Perspektive der Hoffnung, dachte der Generalvikar. Je näher wir dem Ziel unseres Ehrgeizes kommen, um so ferner scheint uns das Begehrte, denn es liegt nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit. Was wir vor uns sehen, ist ein Spiegel, der das Traumbild reflektiert, das im fernen Tag des Träumens zurückbleibt.

Er verzichtete nicht darauf, emporzuklettern, so hoch hinauf wie möglich zu gelangen, aber mit jedem Tag dachte er weniger an diese verschwommenen ehrgeizigen Pläne auf lange Sicht, die der Jugend eigen sind. Fünfunddreißig Jahre zählte er nun, und die Machtgier war ungestümer und nicht mehr so ideell. Er gab sich mit weniger zufrieden, beehrte es aber um so heftiger, wollte es mit Händen greifen. Es war der Hunger, der keinen Aufschub